



Nr. 7.

Posen, den 12. Februar.

1893.

Um ein Weib.

Novelle von Nora Perry, deutsch von Hans Werner.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Es bedurfte nur eines Blickes auf ihre Schwester, um Frau Wainright zu zeigen, daß ihr wohlüberlegter Plan erfolglos gewesen war. Kein freudiges Vorkommniß hatte die gewohnte Ruhe von dem zarten Gesicht verschleucht, auf dem sich jede Gemüthsbewegung widerspiegelte. Statt dessen lag es wie Ermüdung ihr um Augen und Mund.

Der Mann ist ein schwachköpfiger Narr, aber er soll's so nicht mehr lange treiben, war Frau Wainrights sonderbare Forderung. Die Dame gehörte eben zu jener nicht seltenen Klasse von Menschen, die sich leicht und gern täuschen. Der Morgen brachte keinen Wechsel in ihrer Ansicht, wohl aber eine Aenderung der Umstände, die sie nicht vorausgesehen hatte. Sie stand spät auf. Als sie nach eiligem Toilettemachen vor das Bett trat, war sie erstaunt, nur Jessie zu sehen. Auf ihre Frage nach den andern erhielt sie zur Antwort, daß Mark und Harry fischen gegangen und Rushton noch vor den Auen aufgebrochen wäre, wie Jeremiah erzählte.

„Wohin ist er?“

„Ich weiß nicht.“

„Sie hätten nicht alle fortgehen und uns Frauen allein zurücklassen sollen.“

„Aber Helene, Mark kann unsere Pfeife hören. Und Jeremiah hört Du sprechen, wenn Du den Weg hinab gehst.“

„Gewiß ist Rushton mit einem von seinen geliebten Indianern auf die Hirschjagd gegangen.“

Jessie antwortete nicht, anscheinend wurde sie bei der Zubereitung des Frühstückes für ihre Schwester ganz in Anspruch genommen.

„Allein auf die Hirschjagd gehen, soll übrigens, wie ich im Hotel hörte, nicht ohne Gefahr sein.“

„Unsinn, Helene! Für einen geübten Jäger kann dabei keine Gefahr sein.“ Jessie hatte für einen Moment den Kaffee vergessen, den sie gerade braute.

Frau Wainright betrachtete ruhig das geröthete Gesicht. Sie selbst wußte darüber natürlich nichts; sie konnte nur sagen, was sie gehört hätte. Und dann folgte ein Bericht über Unfälle der schlimmsten Art. Jessie erklärte die Geschichte kurzweg für unglaubwürdig und lächerlich, aber als ihre Schwester schloß, lag auf ihren Wangen eine tiefe Gluth, die nicht allein von dem Feuer herrührte. Während Frau Wainright in Gemüthsruhe ihren Kaffee schlürfte, dachte sie bei sich:

„Sie interessiert sich mehr für ihn, als ich glaube. Wenn ich sie nur fragen könnte; aber ich möchte sie nicht

darauf aufmerksam machen. Eines wenigstens ist sicher — dieser Mann wird mit ihren Gefühlen nicht sein Spiel treiben.“

Mit dieser kühlen Voraussetzung nahm Frau Wainright ihr Frühstück und ihre Pläne wieder auf. Sie war augenscheinlich begierig, eine Krisis herbeizuführen. Allein auch ohne ihre Intervention war eine Krisis in raschem Anzuge, die ihre Erwartungen weit übertraf, doch kein Anzeichen davon wurde ihr durch die elektrische Leitung der Nerven vermittelt, deren Feinfühligkeit sie sich rühmte. Ich habe immer eine eigen- thümliche Vorahnung, wenn irgend etwas Wichtiges im Anzuge ist, pflegte sie gern von sich zu sagen. Jessie hingegen, die sich solcher Einbildungen nicht erfreute, hörte voll Unruhe auf das Pfeifen des Windes, als die Nacht heraufkam.

„Es giebt heute noch ein Unwetter,“ behauptete Jeremiah mit Entschiedenheit.

„Hat Herr Rushton jemanden mitgenommen, Jeremiah?“ fragte Frau Wainright.

„Nicht, daß ich wüßte. Er nahm sein Canoe und fuhr über der See. Den Indianer Dave kann er nicht getroffen haben, der ist gestern nach Oldtown.“

„Sagt er Hirsche?“

„Ich denke wohl. Sie sind selten heutzutage, aber man findet hie und da noch welche.“

Frau Wainright brachte ihre Unglücksge- schichten vor und fragte Jeremiah um seine Meinung. Waren seine Nerven von dem herannahenden Unwetter schon so angegriffen, daß er die sensationellen Geschichten aufmerksam anhörte, anstatt sie, wie Jessie erwartet hatte, von vornherein als unsinnig zu verlachen. Ja, er fügte noch ein paar Erzählungen ähnlicher Art hinzu. Und das Unwetter kam währenddes heran, unmerklich zuerst dann aber brach es mit voller Wuth los. Unter dem sichern Dach des Hauses klagte Frau Wainright über das schlechte Quartier und fing an, alle möglichen Unfälle zu befürchten — nicht der geringste war, daß sie wahrscheinlich alle vom Blitz erschlagen werden würden.

„Ach!“ rief Jeremiah, der mit den übrigen in dem Hause Schutz gesucht hatte, „wir sind nicht in Gefahr, nur die draußen, die das Schlimmste abbekommen.“

Jessie vermochte nichts zu fragen wie ihre Schwester. Die vorgebrachten Erzählungen beunruhigten sie. Sie fürchtete, und wußte doch nicht was. In jedem Windstoß, jedem Blitzstrahl und Donnerschlag glaubte sie die Ankündigung eines Unheils zu sehen oder zu hören. Als sie endlich vor Erschöpfung einschloß, quälten sie unruhige Träume — wilde

Visionen von Sturm und Schiffbruch, in denen sie immer eine Gestalt in Noth und Gefahr sah, eine Gestalt, die sie stets vergebens zu erreichen und zu retten versuchte. Als der Morgen dämmerte, war das Unwetter vorüber, der Himmel klar und die Sonne schien freundlich. Frau Wainright war in vortrefflicher Stimmung. Jessie aber bemerkte, wie Jeremiah einen spähenden Blick in Ruytons Zelt warf.

„Ist er da?“ fragte sie leise.

„Nein; ich dachte sicher, daß er vor Tagesanbruch zurückkommen würde, denn er hätte es gewiß gesagt, wenn er eine längere Tour machen wollte.“

„Glauben Sie, daß ihm etwas zugestoßen sein könnte, Jeremiah?“

„Nein, das nicht; wenn er nicht so waghalsig gewesen ist, sich in seinem Canoe auf den See zu wagen in dem Glauben, daß er dem Sturm zuvorkommen könnte. Aber so dumm ist er nicht, das weiß ich.“

Es lag etwas wie Zweifel in dieser Antwort, was Jessies Unruhe nicht verringerte.

Die andern waren so sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, daß sie sich um den Abwesenden kaum zu bekümmern schienen; als aber der zweite Tag sich zu Ende neigte und er noch nicht erschien, begann Mark seinen Befürchtungen Ausdruck zu geben.

Jeremiah antwortete nicht viel. Einmal bemerkte er nachdenklich:

„Mir scheint, er kann für sich selbst sorgen. Er wird schon wissen wie.“

Harry wurde schließlich in seinem Befremden und seiner Furcht vor einem Unfall gesprächig. Seine Angst theilte sich allmählich auch den andern mit; und als er schließlich den Vorschlag machte, auf den See hinauszufahren und nachzuforschen, war niemand dagegen, obgleich Jeremiah bei der Sache eine gewisse Gleichgültigkeit zur Schau trug.

Frau Wainright sah sie mit innerer Besorgniß um ihre eigene Sicherheit abfahren. Sie fürchtete sich stets vor Wären und Räubern, wenn die männlichen Mitglieder der Gesellschaft außerhalb ihres Gesichtskreises waren. Jessie hingegen empfand eine Art von Erleichterung und Befriedigung.

„Ich werde meine Pfeife ertönen lassen, wenn wir eine Spur von ihm finden,“ rief Harry bei der Abfahrt zurück.

Langsam gingen Minuten und Stunden dahin. Die untergehende Sonne begann den Himmel röthlich zu färben und der kühle Hauch des herannahenden Abends machte sich fühlbar. Der Vireo ließ sein Pfeifen hören und aus dem dunklen Schatten ertönte hie und da der furchtsame Ruf einer verspäteten Drossel; aber Jessie harrete vergeblich eines freudigen Zeichens von Harry.

VI.

„Ich denke,“ begann Frau Wainright klagend, als die Dunkelheit zunahm. — „Aber horch! was war das? — Stimmen? Waren Sie zurückgekehrt? War das Harry, der in so seltsam erregtem Tone sprach? und, ja, das war Jeremiah, und er sagte:

„Er muß auf dem Heimwege gewesen sein und der Sturm hat ihn überfallen.“

Im nächsten Augenblick waren Mark, Harry und Jeremiah in Sicht. Harry lief auf seine Mutter zu und wollte reden, allein Thränen erstickten seine Stimme.

Jessie stand ein wenig abseits mit weit geöffneten Augen. Was sagten Sie? Sie hatten das Canoe auf dem See treiben gesehen und es war leer; weiter hin schwamm sein Hut — der Hut, den er getragen — Sie hatten ihn mitgebracht und nicht — nicht —

Es schien Jessie, als wenn ein Duzend Stimmen durcheinander tönnten. Dann that jemand eine Frage und Mark antwortete mit gedämpfter Stimme, die aber Jessie wie Trompetenton klang:

„Es nützt nichts, er muß in der vorigen Nacht fortgefahren sein, als der Sturm ihn überfiel.“

Niemand achtete auf Jessie, alle beschäftigte der eine Gegenstand. Selbst Frau Wainright vergaß ihre Selbstbeherrschung. Allmählich trat Schweigen ein. Mark, Harry und Jeremiah begaben sich nach dem leeren Zelte. Nun zum

erstenmal schaute sich Frau Wainright nach Jessie um, allein sie war verschwunden und das war ihrer Schwester ganz recht. Sie fühlte, daß der Anblick ihres Gesichtes ihr in diesem Augenblick unerträglich gewesen wäre. Jessie aber hatte sich nicht weit fortbegeben. Verwirrt und halb betäubt hatte sie sich aus dem Lichtkreis des Feuers in den Schatten zurückgezogen. Indem sie sich auf die Schierlingszweige niederwarf, versuchte sie die schreckliche Vision zu verschrecken, die sich ihr zeigte — versuchte zu vergessen — zu vergessen die schreckliche Welt, wo der Tod mitleidslos des Lebens spottete. Wie sie so dalag, hörte sie undeutlich die Schritte von Mark und Harry, und eine Weile danach traf die Stimme der Schwester ihr stumpfes Ohr und sie antwortete darauf, verwundert über die wie von Fern hertönenden Laute. Dann hörte sie Jeremiah vorsichtig am Feuer hantieren und sich fortbegeben, und endlich trat Schweigen ein; kein Ton als das Rauschen des Waldes störte sie und sie wußte, daß alle außer ihr im Schlafe Vergessen gefunden hatten.

Sie achtete nicht auf die Zeit, wie sie so dalag; ob sie lang oder kurz war, galt ihr gleich. Endlich schien das stechende Schmerzgefühl zu schwinden und sie hörte nichts mehr. War es mehr als ein Moment, daß sie das Bewußtsein verloren hatte? Und als es wiederkam, was erfüllte sie mit der Erwartung von etwas, das kommen sollte — von etwas Furchtbarem und doch Liebem — etwas, das war und nicht war —

Sie hatte sich aufgerichtet und schaute in den Lichtkreis, Die rathle Gluth des Feuers warf einen düsteren Lichtschein, und in diesem Lichtschein, klar und deutlich, sah sie sein Antlitz — sein Antlitz, die Augen fragend auf sie gerichtet — als wäre sie das bleiche Gespenst, nicht er — sie mit ihrem bleichen, hagern, schmerzbelegtem Antlitz. Mechanisch bewegte sie sich vorwärts, die Lippen geöffnet, doch sprachlos.

„Was ist? Was ist geschehen? Was giebt's?“ hörte sie eine leise Stimme angelegentlich fragen.

Sie streckte die Hände aus; ein thränenloses Schluchzen entfuhr ihr.

„O, Sie sind es — Sie — und — Sie sind nicht todt?“

„Gewiß nicht, wie Sie sehen.“

„Wir fanden ihr Boot auf dem See.“

„Und Sie glaubten — Sie glaubten, ich wäre ertrunken. Lieber Himmel!“

„Und Sie sind's nicht — Sie sind hier — am Leben!“ rief sie mit freudigem Beben in der Stimme.

Er faßte ihre ausgestreckten Hände, um sie zu stützen; er gewahrte auch das aufdämmernde Entzücken in ihrem Auge, und im Nu war ihm alles klar — das Geheimniß ihres Herzens lag offen vor ihm. Er hätte mehr oder weniger als ein Mann sein müssen, um in diesem Moment seine bisherige Zurückhaltung nicht zu vergessen. All die Leiden dieser Stunden standen auf ihrem bleichen Antlitz geschrieben, und sie waren um ihn erduldet. Das freudige Aufleuchten — galt ihm gleichfalls. Einen Moment — einen Moment blinden Vergessens — gab er dem übermächtigen Impulse nach und preßte sie an die Brust, indem er ihr zusammenhanglose Worte voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit zuflüsterte.

Als er sie im nächsten Augenblick losließ, trat ihm die Welt in der Gestalt von Frau Wainright entgegen, die sich den beiden näherte. Nach kurzem Schlummer war sie erwacht und hatte nach ihrer Schwester gespäht, da sie aber deren Hängematte leer gesehen, war sie, von Besorgniß getrieben, aufgesprungen, um sie zu suchen. Von der Thür aus gewahrte sie dann auf einmal den Mann, den sie todt am Grunde des Sees liegen glaubte. Wie groß auch ihre Bestürzung bei seinem Anblick sein mochte, sie hatte vollauf Zeit, sich von dem Schreck zu erholen. Ein Blick in die Augen der Dame und James Ruyton erkannte, daß sie Zeugen der letzten Scene gewesen. Zu erregt, zu glücklich, um einer Frage zu begegnen, um auch nur die Gegenwart eines andern zu ertragen, war Jessie beim Anblick ihrer Schwester entflohen. Ein Moment des Schweigens trat ein. Es wurde unterbrochen durch einen Ausruf Jeremiah's, der aus dem ersten Schlummer aufgeschreckt worden war. Auch Mark erschien,

und nun folgten Ausrufe und Fragen von allen Seiten. Die Antwort darauf war sehr einfach.

Das Canoe war von Ruffton in der Absicht zurückgelassen worden, es bei der Heimkehr zu benutzen. Als der Sturm das unmöglich machte, hatte er das mitgebrachte Zelt für sich zum Schutze aufgeschlagen.

„Aber Ihr Hut — der schwarze Filzhut, den sie immer tragen?“ warf Mark ein.

Den hatte ich im Canoe gelassen und die Mütze statt dessen aufgesetzt, die in dem Unterholz praktischer ist.“

Jeremiah schien mit sich und den andern unzufrieden. Nach einem unverständlichen Brummen bemerkte er:

„Ich habe Ihnen gleich gesagt, daß Sie alt genug sind, um für sich selbst zu sorgen, aber das Unwetter und das alles hatten den Jungen so aufgeregert, daß wir hinaus und hinter Ihnen her mußten. Als wir ihren Hut fanden, war es nutzlos, etwas zu sagen — sie glaubten nicht anders, als daß Sie im See liegen.“

Ruffton schaute auf und traf Marks Blick; und als Jeremiah sich davon trollte, tauschten die beiden Männer ein Lächeln der Belustigung. Mark bemerkte dabei den müden Blick im Antlitz seines Gefährten.

„Sie haben eine langwierige Tour gemacht,“ bemerkte er.

„Ja, wie es jetzt gekommen ist — sehr.“

„Auf der Hirschjagd?“

„Ja; und ohne Erfolg.“

„Na, ich denke, wir sind alle hübsch müde, und ich gehe hinein.“

Zum erstenmal, so lange er Mark kannte, empfand er etwas wie Herzlichkeit gegen ihn. Er hatte ihm für einige Stunden Frau Wainright fern gehalten, — einige Stunden, um die neue Lage, in der er sich befand, zu überdenken und über die Zukunft sich zu entschließen. Mit einem gemurmelten „Gute Nacht“ und einem hastigen „Entschuldigen Sie mich bei den Damen“ — eine Bemerkung, die Mark einigermaßen in Erstaunen setzte — zog er sich ohne weitere Höflichkeit zurück.

Es war spät am andern Morgen, als er sein Zelt verließ. Jeremiah, der allein zu sehen war, blickte ihn an, als er vorüberging. Etwas in seinem Aussehen erregte die Aufmerksamkeit des schlauen Hinterwäldlers.

„Sind Sie krank?“

„Nein,“ war die überraschte Antwort.

„Na, Sie sehen nicht aus, als hätten Sie viel geschlafen. 's scheint, als wenn etwas passiert ist. Gestern Abend wollten wir schon ein Begräbniß begehnen und heute morgen liegt Frau Wainrights Schwester und Herr Wainright ist in's Hotel nach dem Doktor.“

„Frau Wainrights Schwester? Was fehlt ihr?“

„Weiß ich nicht, und wohl auch sonst keiner. Mir scheint, sie hat sich zu sehr aufgeregert. Die beiden Tage waren zu viel für sie. Frau Wainright erzählte eine Masse Geschichten von schrecklichen Unglücksfällen, genug, daß einem die Haare zu Berge stehen, gerade bevor der Sturm kam, und dann sollten Sie durchaus ertrunken sein; das alles hat sie aufgeregert.“

(Fortsetzung folgt.)

Holzknecchte im bayerischen Hochgebirge.

Von Joseph Kreilhuber.

Ich stand an einem hellen Junimorgen am Waldestrand; unten jubelte der Bach vorbei, im nahen Dickicht sang die Drossel und über den Matten, auf denen flammenroth die Alpenrosen glühten, lag der goldne Glanz der aufsteigenden Sonne. Freundlich grüßend schritt ein Holzkneccht an mir vorüber. Mit leuchtenden Augen schaute er hinauf zu den steilen Wänden und zählte die Gemen, die droben auf den schmalen Felsenbändern dahinjagten, und jauchzend scholl aus übervoller Brust ein freudiger Gruß zu mir nochmals herüber.

Hart zwar und an Gefahren reich ist die Beschäftigung des Holzknecchtes in den Alpen, aber sein Arbeitsfeld liegt nicht in den fahlen Sälen der Fabrik oder in dem dunklen Schacht des Bergwerks, sondern droben auf den Bergen, in Mitten von Vogelsang und Blüthenduft, Sonnenglanz und Waldesrauschen, und das macht sein Herz so froh aufjauchzen in Mitten der Beschwerden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Bergbewohner fast ohne Ausnahme stets singt und pfeift, wenn er am fleißigsten arbeitet. Am übermüthigsten jubelt zwar das lebenslustige Völklein der Sennerinnen, aber die Holzknecchte stehen nicht viel hinter ihnen zurück. Nicht selten treten mitten bei der Arbeit die besten Sänger zusammen, während die minder fangestundigen Kameraden um so fleißiger beim Schall der frohen Lieder arbeiten.

Mein Federl am Huat

Dös thuat si' schön neig'n,

Wer foan Holzkneccht net kennt,

Dem will i oan zeig'n.“

Wenn der Morgen graut und im Hochsommer oft schon um 2 Uhr, brechen die Holzknecchte im bayerischen Hochgebirge auf zur Arbeit. In Hemdärmeln, die wasserdichte Lodenjuppe nachlässig über die eine Schulter geworfen, den Hut mit den Spielhahnsfedern fest auf der Seite, Art und Säge in der Hand, ziehen die großen muskulösen Gestalten, die von Muth und verwilderter Kraft zeugen, hinauf zum Holzplatz. Ein kurzes Gebet, und dann geht's los. Ihr Handwert ist ein Kampf, und wie viele schon dahinsanken, zerschmettert vom stürzenden Baum, der draußen stand an der Felsenante und den Mann mit sich hinabriß in den Abgrund, davon geben die „Marterln“ traurige Kunde. Betrachten wir uns die Holzknecchte bei der Arbeit etwas näher. Sind die Bäume, die zum Fällen bestimmt sind, vom Förster bezeichnet, so wird auf die eine Seite, auf welcher der Stamm geworfen werden soll, eine tiefe Kerbe gehauen und dann auf der gegenüber liegenden Seite zu fällen begonnen. Bornig schüttelt die stolze Tanne ihren grünen Wipfel, sie wird gleichsam lebendig, bebzt und stöhnt und zittert, wild schüttelt sie ihre Aeste, fester umklammern ihre Wurzeln den felsigen Grund — umsonst — sie neigt sich, ein donnerähnlicher Krach und der herrliche Baum liegt gefällt auf der Halde. Raich werden die Aeste abgehauen, die größeren zu Scheitholz gespalten,

die kleineren zu Haufen zusammengeworfen. Die Stämme werden entrindet, damit die Feuchtigkeit weniger eindringe und der Borkentäfer sich nicht halten könne, und schließlich an einem günstigen Plage aufgeschichtet. Leicht im Verhältnis ist diese Arbeit, wenn der Baum am Berggehänge steht, aber gefährlich, wenn er von der schroffen Felswand weggeholt werden muß; da gilt es doppelt Acht zu geben.

Meist um 11 Uhr wird Mittag gemacht und dann nach ein paar Stunden wieder mit der Arbeit begonnen; im Hochsommer wird der drückenden Hitze wegen erst um 2 Uhr Nachmittags wieder in den Holzschlag gegangen, um Abends mit dem Sinken der Sonne heimzukehren in die Stube. Die „Stube,“ eine Art Blockhaus, ist die zweite Heimath des Holzknecchtes. Mitten im Waldesdunkel, in Mitten eines bedeutenden Holzreviers, ist die „Stube“ gewöhnlich in einer Länge von ca. 40 Fuß und einer Breite von ca. 20 Fuß erbaut. Hier wohnen die Holzknecchte während der ganzen Woche, oft zu zehn und zwanzig bei einander. Nur am Sonnabend kehren Sie heim zu ihrer Familie und verbringen dort den Sonntag. Am kommenden Morgen, lange vor Tagesanbruch, wird wieder den Berg hinaufgewandert zur „Stube“ und zugleich Proviant für die ganze Woche mitgenommen. Es wäre zu beschwerlich und zu zeitraubend, wollte der Holzkneccht täglich in den oft stundenweit entlegenen Holzschlag von seiner eigentlichen Behausung gehen. Die „Stube“ ist in drei durch Bretter getrennte Abtheilungen getheilt: in die allgemeine Wohnstube, das Schlafzimmer und die Küche. Die Einrichtung der letzteren ist sehr einfach und besteht gemeinhin in einem riesigen Herd, an dem sich die Holzknecchte vor und nach der Arbeit ihr Essen selbst bereiten. „Einfach, aber kräftig,“ ist der Grundsatz, nach welchem hier gekocht wird. Etwas Mehl wird mit Wasser zu einem nicht zu dicken Brei gerührt, und dann, wenn inzwischen ein hübsches Stück Schmalz in der Pfanne am offenen Feuer heiß geworden ist, hineingeschüttet, darin gekocht, bis er bräunlich geworden ist, und dann gegeben. Dieser sogenannte „Schmarren“ muß aber, wenn er gut und nach Holzknecchtsitte gekocht sein soll, so fett sein, daß man beim letzten Löffel noch das Schmalz aus der Pfanne schütten kann. Diese Kost wird die ganze Woche hindurch täglich dreimal genossen. Allerdings mag es Manchem scheinen, als ob man an solcher Nahrung nach ein paar Wochen schon völlig genug hätte, allein, wer die schwere Arbeit der Holzknecchte kennt, der wird die Sache begreiflicher finden.

Das zweite Gemach, die Wohnstube, ist nicht viel besser als die Küche eingerichtet. Ein großer Ofen, gewöhnlich bis zum Kothalüben erhitzt, eine Bank um denselben herum, ein Tisch, an der Wand ein auß'rt primitiver Kleiderrahmen und ein Kreuzfig mit einem riesigen Palmbüschel ist das ganze Mobiliar. Hier wird geraftet und gesprochen über die Ereignisse des Tages; hier werden

Abends Räuber- und Geistergeschichten erzählt, daß Einem gruselig werden möchte, aber je schauriger, desto schöner. Den übrigen Theil der Holznechtsstube füllt die Schlafammer aus, die am einfachsten und besten als aus einem recht großen Haufen Laub oder Heu bestehend beschrieben wird. Hier liegen die müden Arbeiter hingestreckt und schlafen wie trojanische Helden, von denen Homer singt:

„Wie wenn der Säge rostiges Eisen durch knorriges Holz fährt,

Laut aufschreit und knarret und stößt und plötzlich dann stocket: Also schnarchten die Schläfer vom lieblichen Schlummer bezwungen.“

Doch nicht alle ruben. Mancher wühlt aus dem dürrn Laub den „Stugen hervor, schleicht leise zur Thür hinaus und eilt hinauf auf den mondbealänzten Felsgrat, wo die Genssen äßen. Von dort holt er sich den stärksten Bock herunter — nicht des Geldes sondern der bloßen Leidenschaft wegen, denn darin liegt der Unterschied zwischen Wildschütz und Wildlieb. Der kommende Morgen findet den Wilderer wieder auf dem Holzplatz.

Ist in dieser Weise die Sommerarbeit der Holznechte gethan und bricht der Winter herein dann beginnt ein neuer Abschnitt in dem Treiben dieser Leute. Was sie an Holzmaterial gefällt haben, muß nun zu Thal geschafft werden. Bei dieser Arbeit werden drei verschiedene Arten angewandt, je nachdem die Bodenverhältnisse oben am Berge bis ins Thal beschaffen sind, oder der Winter mehr oder weniger Schnee brachte, oder Wasser zur Hand ist. In schneearmen Wintern wird die ganze Strecke vom Holzplatz hoch oben weg bis herunter ins Thal eigens gebaut, sogenannte „Rissen“ angelegt. In grader Linie herab werden in einer Breite von ca. 2 Metern Balken an Balken der Länge nach gelegt und durch Querhölzer befestigt. Die entstehenden Fugen werden mit Moos ausgestopft. Zu beiden Seiten dieser „Rissen“ wird ein weiterer Balken gelegt, so daß gleichsam eine breite Rinne entsteht. Um sie mehr schlüpfrig zu machen, wird sie noch mit Schnee und Wasser überschüttet. Ist die Bahn durch einen Abgrund unterbrochen, so wird er mit mächtigen Baumstämmen überbrückt. „In diese „Rissen“ nun werden oben am Berge die gefällten Stämme und Scheiter geworfen, und nun krollen und rennen sie die Bahn hinab, steigen hier in die Höhe, überstürzen sich wieder und eilen weiter, während sie dort in weitem Bogen springend über Vertiefungen hinweggleiten. Wo sich die Stämme stauchen, helfen die Holznechte mit sogenannten „Grießhaken“ (eiserne Haken an langem Stangen befestigt) nach. Diese Art der Holzabfuhr ist zwar weniger gefährlich, aber sehr kostspielig durch die Herstellung der „Rissen.“ — Nicht minder interessant wie die vorerwähnte Manier ist das Fortschaffen des Holzes mit Zubehilfenahme der Bergwasser. Tief drinnen in den Bergen, oft in Mitten der schweigenden Einsamkeit des Hochwaldes ist eine Klause errichtet, ein Bau, aufgeführt, um das Wasser des Triftbaches aufzustauchen und hernach durch das Dessen der Thore die eingeworfenen Stämme thalwärts zu tristen. Zu beiden Seiten der Klause wird das Holz aufgestapelt und so gelegt, daß die ganze Masse durch ein paar Artschläge losgelöst werden kann und in das hochgestauchte Wasser stürzt. Jetzt wird der hölzerne Riegel der Thore gezogen und polternd und schäumend trägt der Triftbach, die wildtosende Ache, seine Last dahin. Mit dem Einwerfen des Holzes in den Bergbach ist aber die Arbeit noch lange nicht zu Ende. Eine Stunde unterhalb der Klause zwingt sich die Ache durch die enge, finstere Klamme. Tausend Fuß hoch geht das Felsgefälle senkrecht empor, und die überhängenden Wände lassen die Sonne des Tages nur wenige Minuten lang in das grüne schäumende Gewässer niederschauen. Hier stauen sich die Stämme. Muthig steigt ein Holznecht in den wilden Tobel hinab, um die Widerspenstigen in die Fluth zu stoßen. Nur ein schmales Felsenband ist es, auf dem er fortzukommen vermag. Da — auf einmal ein gellender Schrei, den die rauschenden Wellen verschlingen — abgestürzt. — Der Abend bricht herein, ehe die Kameraden ihn vermessen; jetzt halten sie Umfrage, Niemand weiß etwas von ihm, nur Einer hat ihn gesehen, wie er in die Klamme einstieg. Eine Ahnung der fürchterlichen Wahrheit beschleicht die ersten Männer. „Auf Laut“, ruft der Vorarbeiter, „ihm z' Hilf!“ Vergessen sind die Strapazen des Tages und die Lasten der Jahre, es gilt einem Menschen, einem lieben, treuen Kameraden zu helfen. Die Einen kommen mit Laternen, die anderen mit Seilen und Haken, während ein paar ins Dorf hinab-eilen, um Arzt und Priester zu holen. Langsam, bedächtig, der einfallende Nebel macht zehnfache Vorsicht nöthig, geht es vorwärts in die Gegend der Unglücksstätte. „Halt!“ ruft der Vorderste des Trupps, und wie angewurzelt stehen die Leute. Am Laatschengestrüpp hängt ein Hut, der sofort als Eigenthum des Abgestürzten erkannt wird, daneben liegen abgerissene Zweige. Hier also muß das Unglück geschehen sein. Hart an die Felsmauer treten die Männer, um den möglichst festen Stützpunkt zu finden, die Seile werden an einander geknüpft, das eine Ende legt sich der Führer fest um den Leib, dann tritt er hinaus auf die Laatschen über den Rand des Abgrundes. Langsam, Griff um Griff, lassen die Holznechte das Seil nach, langsam schwebt der Führer zur Tiefe. Lange Sekunden verstreichen — „Halt!“ tönt es jetzt schaurig aus der Klamme herauf und „Halt!“ ruft der Vorderste seinen Kameraden zu, Hoffnung und Furcht sieht auf den ersten Gesichtern Aller zu lesen. „Seil auf!“ ertönt das Kommando aus dem Abgrund und langsam, wie es den Führer zur Tiefe getragen, steigt

das Seil empor. Jetzt zeigt sich ein dunkler Körper über dem Rande des Abgrundes, ein scharfes Anziehen, und die zerschmetterte Letzter des Holznechtes liegt zu den Füßen der Männer. Mit stummem Schmerze und hochklopfender Brust starren sie zur Erde, wo es nichts mehr zu helfen, zu retten giebt. „Seil ab!“ kommt es wieder aus der Tiefe herauf — eine kurze Pause — „Auf!“ — das Seil trägt den beherzten Führer zur Höhe. Beim Schein der funkelnden Sterne tragen vier Holznechte den todten Kameraden durch den schweigenden Wald zum Dorf hinab, zu beiden Seiten gehen die übrigen als Ehrenwache. — Muthig zwar und unverdrossen wie zuvor gehen sie am andern Morgen wieder zum Holzschlag hinauf, aber das Zauchzen klingt etliche Tage nicht so hell und bergfröhlich wie sonst.

Nicht minder gefährlich ist die dritte Art der Holzabfuhr, allein sie kommt billiger und ist den Holznechten auch lieber; nur ist hierzu tiefer Schnee unbedingt nöthig. In diesem Falle werden Scheiter und Stämme auf mächtige Schlitten geladen und von diesen zwei oder drei, je nachdem die Strecke zu Thal mehr oder minder abschüssig ist, hintereinander zusammengehängt. Auf den ersten Schlitten setzt sich ein Holznecht, und nun geht es den Berg hinab in flüchtiger Fahrt. Noch ist der erste nicht unten angekommen, jagen schon weitere Schlitten den Berg hinunter. Um an steilen Stellen wenigstens einigermaßen den rasenden Lauf des Schlittens hemmen zu können, oder an Stellen, wo sich der Abhang etwas verflacht, gänzlich einzuhalten, sind an beiden Seiten des ersten Schlittens ein paar Stangen an Ketten befestigt. Die Strecke vom Thal zum Holzschlag, zu dem es wohl zwei oder drei Stunden weit hinauf ist, legt der Holznecht mit dem beladenen Schlitten herunter in 20 bis 30 Minuten zurück. Glücklicherweise er wohlbehalten unten anlangt, und ein Jubelschrei tönt jedesmal hinauf zu seinen noch oben harrenden Genossen; aber furchtbar wird die Lage, wenn die Sperrkette am Schlitten reißt; er gleicht dem Schiffer auf der hohen See, dem das Steuer zerbrochen; oder wenn die hochgehürnten Stämme ins Rollen kommen — der arme Mann ist in solchen Fällen fast regelmäßig verloren.

Die Abfuhr des Holzes von den Bergen in das Thal ist ein eigenartiges Schauspiel voll wilder Romantik und aufregender Schönheit. Nicht Touristen allein bleiben vor diesem Anblick staunend stehen, auch die Einheimischen schauen dieser Arbeit gerne zu, und manchem alten Holznecht träumt dann von jenen seligen Tagen, wo er selbst noch an der „Rissen“ oder der Klause den zur Abfuhr aufgethürnten Holzstoß losschlag oder auf dem Schlitten das Berggelände herunterjagte!

Alljährlich, meist nach Beendigung der Sommerarbeit, feiern die Holznechte ihren „Jahrtag.“ Glockengeläute und Böllerschüsse leiten schon am frühen Morgen das Fest ein. Um 10 Uhr schreitet dann der kleine Zug, an dem sich auch die alten Holznechte theiligen, zur Kirche, woselbst das Hochamt abgehalten wird. Erst wird der Verstorbene und Verunglückte gedacht: mancher treue Kamerad ist darunter, mancher Bruder und Sohn; dann wird für die Lebenden zum Himmel gefleht.

Nach der Kirche zieht die ganze Schaar fröhlich ins Wirthshaus und da gehts dann hoch her. In langen Reihen sitzen die Holznechte da, den „Schab“ neben den vollen Maßkrug vor sich; Gesottenes und Gebratenes wird aufgetragen, daß sich die Tische biegen möchten. Den Ehrensitz beim Mahle nehmen als Vorgesetzte der Holznechte die königlichen Forstleute ein. In schwungvoller Rede dankt der Förster den Holznechten für die treue Pflichterfüllung und hebt ihr schweres Handwerk hervor. Einer der Holznechte, der „d' Schneid und's Zeug“ hat, hält die Gegengrede und damit ist dem offiziellen Charakter des Festes Genüge gethan. Nun wird getafelt, die Musikanten spielen auf und zwischen jedem einzelnen Gerichte wird getanzt, jedermann steht es frei, sich daran zu theiligen, und nicht selten ist es vorgekommen, daß königliche Prinzen und Prinzessinnen auf einem solchen „Jahrtag“ mit Sennerin und Holznecht nach den Klängen des Walzers sich im Reigen drehen. Nachmittags ist eine kurze Andacht in der Kirche, hernach kommen die Burichen mit ihren Mädchen aus den Nachbardörfern und den Almten singend und jubelnd von allen Seiten herbei, und nun wird es erst recht lustig; drüben nur an der sonnigen Kirchenwand sitzt noch ein altes Mütterlein. Die Luft ist so milde und das Tannengrün thut den müden Augen so wohl. Auch ihre Enkel sind beim Tanz. Die Geigen heben an, sie horcht; es ist dieselbe Weise, die auch ihr am Hochzeitstag geklungen. Aber das ist lange Jahre her; und die, welche ihr damals die Hand zum Reigen geboten, sind längst schon todt. Alle, alle sind sie dahin, nur das Kirchlein ist noch geblieben aus jener Zeit und die alte Linde. — Abends gegen 6 Uhr gehen die Sennerinnen vom Feste weg hinauf auf ihre Almten, um ihre nothwendigen Arbeiten zu verrichten. Gewöhnlich werden sie dabei von Holznechten begleitet und diese greifen dann beim Welken der Kübe u. flink zu, sodas das Geschäft rasch beendet ist. Hernach kehren alle wieder auf den „Jahrtag“ zurück, und Gesang und Tanz wird fortgesetzt die ganze Nacht hindurch, bis die Sterne erbleichen und der Morgen über den Bergesgipfeln zu grauen beginnt. Dann steigen die Sennerinnen wieder zu den Almten hinauf empor, die Holznechte aber begeben sich vom Feste wegsturstracks an ihre Arbeit und noch nach Wochen erzählen sie sich von den fröhlich durchlebten Stunden.